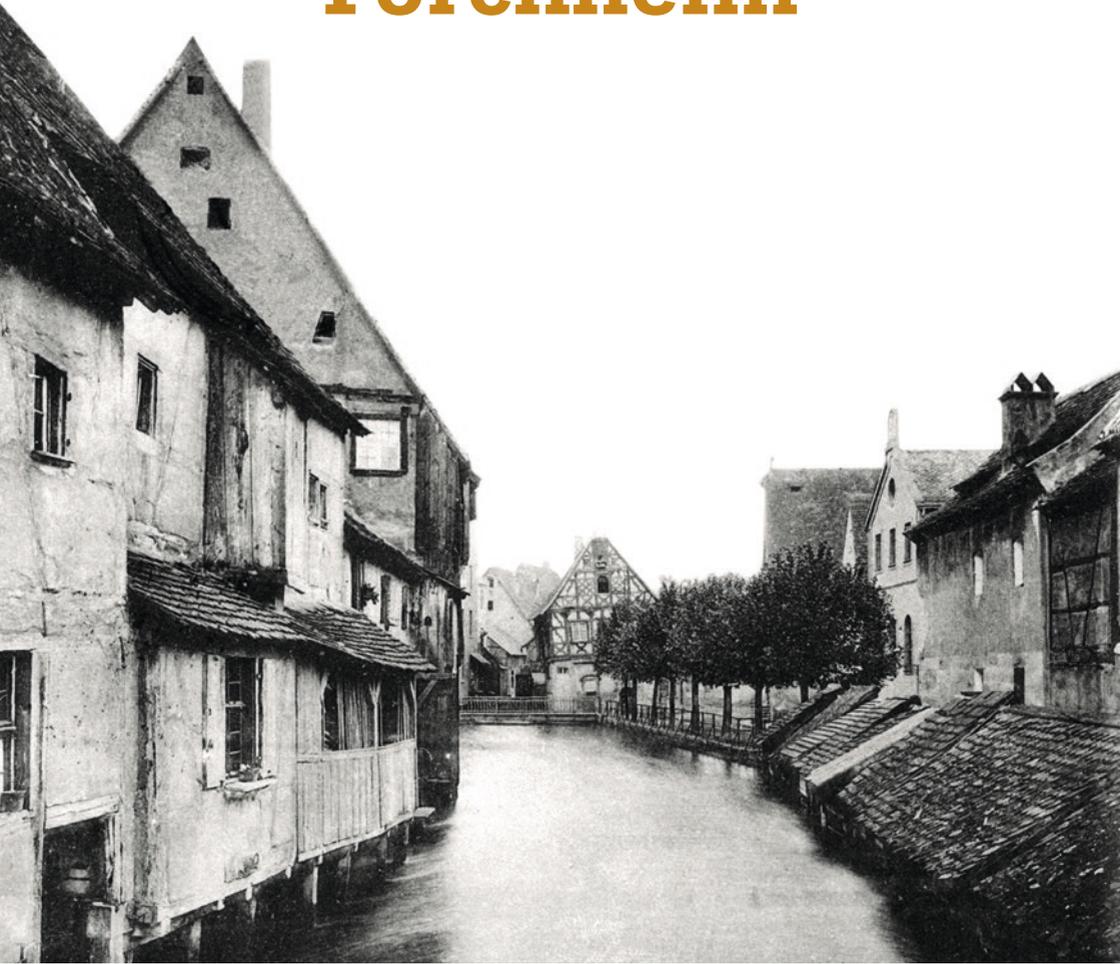




Jüdischer Pfad Forchheim



In 30 Stationen durch die jüdische Vergangenheit Forchheims



Jüdischer Pfad Forchheim

Begeben Sie sich mit uns auf eine Reise in die jüdische Vergangenheit Forchheims. Bereits im Mittelalter lebten hier Menschen jüdischen Glaubens, die jedoch erst im 19. Jh. politische Gleichberechtigung erhielten. Es folgte eine Phase des friedlichen Miteinanders, die mit der „Machtergreifung“ Hitlers 1933 jäh endete. Trauriger Höhepunkt waren die Deportation und Ermordung der 14 noch in Forchheim verbliebenen Jüdinnen und Juden in den Jahren 1941 bis 1944. Der Jüdische Pfad erzählt in 30 Stationen Geschichte und Geschichten und erinnert an das einstige jüdische Leben in der Stadt.

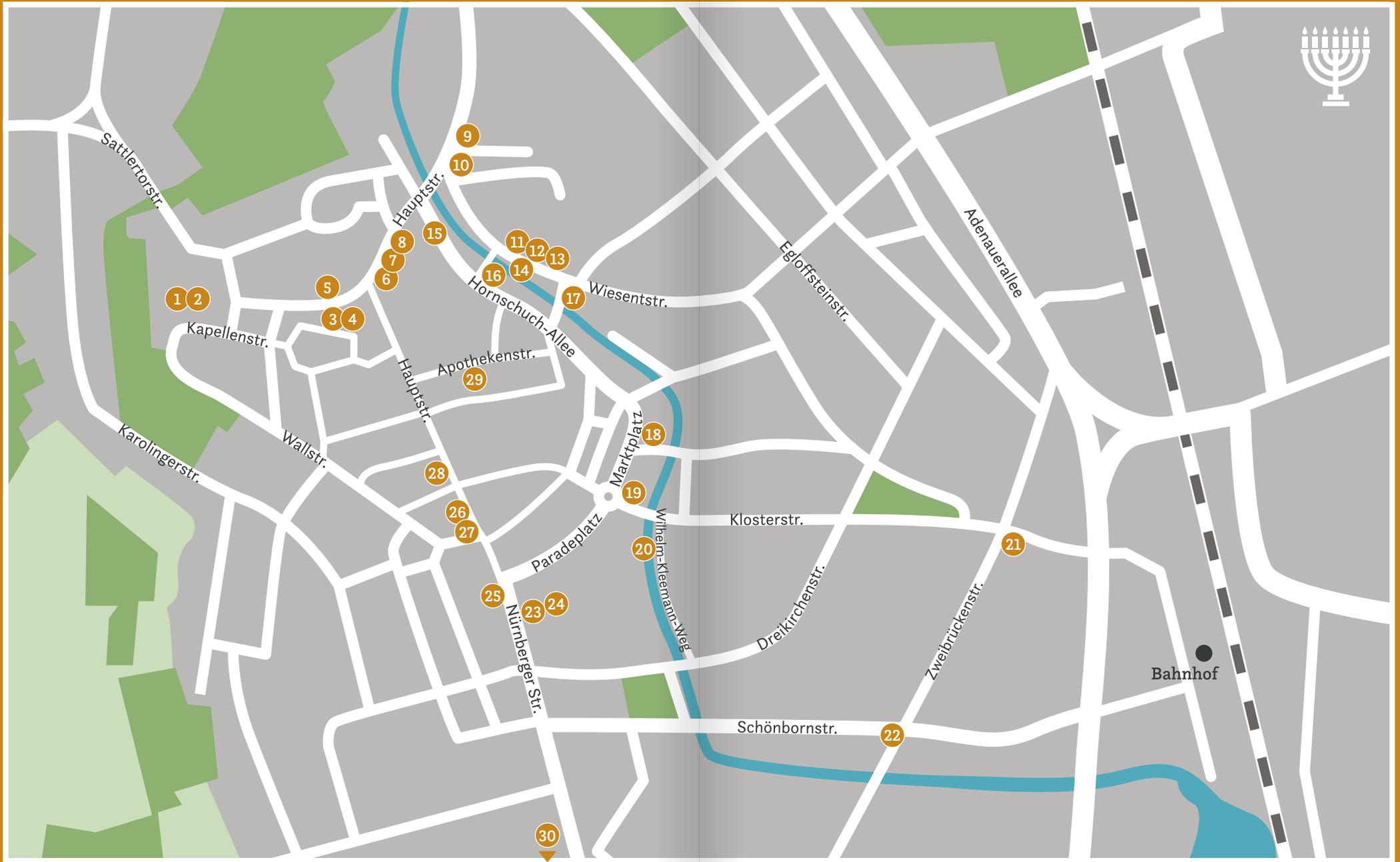
30 Stationen

1	Unter dem Schutz des Fürstbischofs	Kapellenstraße 16	S. 6
2	Im Pfalzmuseum – Dokumentation, Erinnerung, Gedenken	Kapellenstraße 16	S. 6
3	Zugeständnisse an die jüdische Minderheit	Rathaus, Hauptstr. 24	S. 7
4	Gleiche Rechte – gleiche Pflichten im Kaiserreich	Kriegerdenkmal, Hauptstraße 24	S. 7
5	Mit Geldgeschäften befasst – der Bankier Anton Schmidt	Sattlertorstraße 6	S. 8
6	Ratenzahlung möglich – das Schuhhaus Haimann Frank	Hauptstraße 13	S. 8
7	Gut und günstig – das Kaufhaus Rosenthal & Co.	Hauptstraße 11	S. 9
8	In Sicherheit gebracht – Leben im Exil	Hauptstraße 11	S. 10
9	Max Zeiller – ein prominenter Bürger der Stadt	Bamberger Straße 8	S. 10
10	Das „jüdische Viertel“ in Forchheim	Wiesentstraße 1	S. 11
11	Die Synagoge – Mittelpunkt der Kultusgemeinde	Wiesentstraße 15	S. 11
12	Die Reichspogromnacht	Wiesentstraße 15	S. 12

13	Ludwig Bauer – Augenzeuge der NS-Gräueltaten	Wiesentstraße 15	S. 13
14	Der Gedenkstein an der Wiesent	gegenüber Wiesentstraße 15	S. 14
15	Zwei jüdische Witwen – von den Nazis verfolgt	Hornschuchallee 4	S. 14
16	Moses Moritz Zeiller und ein tragischer Unfall ...	Hornschuchallee 11	S. 15
17	Von Forchheim in die weite Welt – Isidor Lederers Agentur für Auswanderer	Wiesentstraße 16	S. 15
18	Nach 1861 – Forchheims jüdische Gemeinde wächst	Marktplatz 5	S. 16
19	Samuel Kleemann und die Farbenfabrik Kreul	Marktplatz 1	S. 17
20	Wilhelm Kleemann – ein Wohltäter seiner Vaterstadt	Wilhelm-Kleemann-Weg	S. 18
21	Rosa Tiesler – schikaniert, verschleppt und ermordet	Ev. Kirche St. Johannis, Zweibrückenstraße 40	S. 19
22	Die Folienfabrik David Morgenstern – Aufbruch ins Industriezeitalter	Zweibrückenstraße 15	S. 19
23	Das Judenedikt von 1813 – der Weg der Emanzipation	ehemaliges Bezirksamt, Nürnberger Straße 3	S. 20
24	Auf dem Weg in den Tod – die Deportationen	Nürnberger Straße 3	S. 20
25	Die Wäsche der Salie Braun	Paradeplatz 4	S. 22
26	„Beim Gröschel gibt's die besten Stoffe“ ...	Hauptstraße 64	S. 23
27	Die Lebensgrundlage entzogen – Boykottaufrufe und „Arisierungen“ von jüdischen Geschäften ...	Hauptstraße 64	S. 24
28	Im Mittelalter – Leben auf engstem Raum	Hauptstraße 54	S. 25
29	Eine hebräische Inschrift aus dem Jahr 1720	Apothekenstraße 4	S. 25
30	Haus der Ewigkeit – der jüdische Friedhof in Baiersdorf	Baiersdorf	S. 26



Besuchen Sie auch unsere Website unter www.juedischer-pfad.de, dort finden Sie weitere Fotos und Audios.



Auszug Stadtplan Forchheim

Unter dem Schutz des Fürstbischofs

Kaiser Heinrich II. gründete 1007 das Bistum Bamberg. Seither gehörte die Stadt Forchheim fast ununterbrochen zum Hochstift Bamberg. Hier war der Bischof nicht nur geistliches Oberhaupt, sondern auch weltlicher Landesherr. Die Einwilligung des Fürstbischofs war die Voraussetzung dafür, dass sich jüdische Familien ansiedeln konnten. In der bischöflichen Stadt Forchheim entstand bereits im Mittelalter eine kleine jüdische Gemeinde.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die jüdische Minderheit immer wieder zum Opfer zahlreicher Pogrome. Um dies zu verhindern, konnten sie den Schutz des

Landesherrn erlangen, mussten dafür allerdings ein gewisses Vermögen vorweisen. Gegen Bezahlung konnten sie für sich und ihre Familien einen „Judenschutzbrief“ erwerben. Waren sie in den Besitz dieses Dokuments gelangt, mussten sie ein jährliches Schutzgeld entrichten. Die Anzahl der Schutzjuden war begrenzt.

Doch der Schutz funktionierte nicht immer und konnte überdies grundlos entzogen werden. Das zeigte sich im Jahr 1499, als unter Bischof Heinrich III. Groß von Trockau sämtliche Jüdinnen und Juden aus dem Hochstift, und somit auch aus Forchheim, ausgewiesen wurden.

Im Pfalzmuseum – Dokumentation, Erinnerung, Gedenken

Das Pfalzmuseum erzählt u.a. die Geschichte der Stadt Forchheim. Ein wichtiger Bereich ist dabei dem Ende der jüdischen Gemeinde in der NS-Zeit gewidmet. In einer eindrucksvollen Inszenierung wird der Sprengung der Synagoge am 10. November 1938 gedacht. Dokumente und Fotografien erinnern an das große Unrecht, das den Juden angetan wurde, und an die Verschleppung und Ermordung von vierzehn Forchheimer Jüdinnen und Juden. Einen würdevollen Platz im Museum hat die vor der Zerstörung durch den NS-Mob gerettete und 2009 zufällig wieder gefundene Ehrentafel erhalten. Die jüdische Gemeinde hatte sie für ihre Gefallenen des Ersten Weltkriegs anfertigen lassen.



Inszenierung „Juden und Nationalsozialismus“ im Pfalzmuseum

Zugeständnisse an die jüdische Minderheit

Im 18. Jahrhundert machte man der jüdischen Minderheit gewisse Zugeständnisse. Ein großer Saal im Forchheimer Rathaus konnte nun auch von Juden angemietet werden, wenn z.B. ein jüdisches Brautpaar Hochzeit mit vielen Gästen feiern wollte. Auch die Finanzierung, der Kauf und Weiterverkauf von Häusern war den Juden erlaubt, ebenso wie der Handel mit „Hornvieh“. An der alten Regnitzbrücke gab es den Judenanger. Auf diesem Grundstück durften jüdische Händler ihr Vieh weiden.



Das Forchheimer Rathaus

Gleiche Rechte – gleiche Pflichten im Kaiserreich

Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 kam es zur rechtlichen Gleichstellung der Juden. Viele liberal gesinnte, assimilierte Juden schlossen sich im „Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zusammen.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges mussten auch jüdische Männer zu den Waffen greifen. Viele sahen es als ihre vaterländische Pflicht an, für Deutschland zu kämpfen. Nicht wenige kehrten verwundet aus dem Krieg zurück. Vier jüdische Soldaten aus Forchheim starben auf den Schlachtfeldern: die Brüder Ludwig und Richard Ebert, Ludwig Bauer und Sigmund Heller. Paul Schmidt erlag seinen schweren Kriegsverletzungen in seiner Heimatstadt.

Die jüdische Gemeinde ehrte ihre Gefallenen mit einer Gedenktafel in der Synagoge. Die Granittafel wurde von zwei städtischen Arbeitern rechtzeitig in Sicherheit gebracht und versteckt, bevor die Nationalsozialisten die Synagoge am 10.11.1938 sprengten. Die Tafel galt lange Zeit als verschollen, bis sie ein Mitarbeiter des Gartenbauamtes 2009 zufällig in einem Schuppen wiederentdeckte. Heute ist sie im Pfalzmuseum ausgestellt.

Zu Ehren der Gefallenen des Ersten Weltkriegs ließ die Stadt 1927 einen Brunnen von Georg Leisgang errichten. Auf der dazugehörigen Gedenktafel sind auch die Namen der jüdischen Gefallenen, ihr militärischer Rang sowie ihr Sterbejahr verzeichnet.

Mit Geldgeschäften befasst – der Bankier Anton Schmidt

Anton Schmidt (* 1848), ein Sohn des Viehhändlers David Schmidt, kaufte 1896 das stattliche, geschichtsträchtige Haus Sattlertorstraße 6, in dem sich neben Wohnungen auch zwei Ladengeschäfte und ein „Zahn-Atelier“ befanden. Während des Ersten Weltkriegs konnte man bei Anton Schmidt Kriegsanleihen zeichnen. Tragischerweise wurde sein Sohn Paul 1915 im Krieg so schwer verwundet, dass er in Forchheim an seinen Verletzungen starb. Der verwitwete Bankier Schmidt wurde in der NS-Zeit auf offener Straße immer wieder angefeindet und beschimpft. Um dem zu entgehen, soll er sich oft in die katholische Klosterkirche geflüchtet haben. 1940 starb Anton Schmidt im jüdischen Krankenhaus in Fürth.



Das Bankhaus Schmidt in der Sattlertorstraße

Ratenzahlung jederzeit möglich – das Schuhhaus Haimann Frank

Gleich mehrere jüdische Familien in Forchheim hießen Frank. Sie stammten alle aus dem nahe gelegenen Weilersbach und waren miteinander verwandt. Haimann Frank zog 1861 nach Aufhebung des Matrikelparagraphen in die Stadt Forchheim. Hier konnte er zehn Jahre später das traditionsreiche Haus Hauptstraße 13 erwerben. In dem Gebäude mit der prächtigen Sandsteinfassade lebte einst der Stadtkommandant. Der Kaufmann Haimann Frank besuchte

regelmäßig die Messe in Leipzig und bot in seinem Geschäft „Schuh-Waren von der ordinärsten bis zur feinsten Ware“ an.

Franks Tochter Betty und ihr Ehemann James Isidor Pariser führten das Schuhhaus weiter. Da Ratenzahlung möglich war, kauften vor allem Arbeiterfamilien gerne in dem Geschäft ein. Nach dem Tod seiner Frau veräußerte James Pariser das Schuhhaus und verließ Forchheim. Er starb 1942 im Ghetto Theresienstadt.

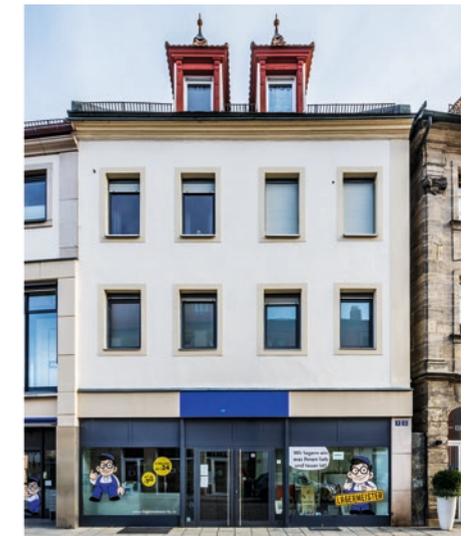
Gut und günstig – das Kaufhaus Rosenthal & Co.

Das Kaufhaus Rosenthal, 1904 von Benno und Max Rosenthal gegründet, war das erste und einzige seiner Art in Forchheim. Das Warensortiment umfasste Konfektionsware, Bettwäsche, Kleiderstoffe, Schuhe, Teppiche, Spielzeug und vieles andere mehr. Das reichhaltige Angebot lockte zahlreiche Kunden an. Inhaber war der aus Preußen stammende Max Lefèvre, der Klara Rosenthal, eine Schwester der Kaufhausgründer, geheiratet hatte. Das Unternehmen begründete seinen Erfolg nicht zuletzt wegen seiner kundenfreundlichen Öffnungszeiten. Es hatte auch sonntags geöffnet. Man ging auf die besonderen Wünsche der christlichen Kundschaft ein und verkaufte Anzüge und Kleider für die Kommunion der katholischen Kinder sowie die Konfirmation der evangelischen Jugendlichen.



Das Kaufhaus Rosenthal in der Hauptstr. 11

Max Lefèvre warb offensiv mit ganzseitigen Anzeigen in der Lokalpresse und veranstaltete immer wieder „Billige Wochen“, in denen Artikel in hoher Stückzahl zu Schnäppchen-Preisen angeboten wurden. 1926 verstarb der rührige Kaufhausbesitzer mit nur 48 Jahren während einer Zugfahrt. Seine älteste Tochter Elli und deren Mann Paul Wertheim übernahmen daraufhin das florierende Geschäft. Die Nazis plünderten in der Reichspogromnacht 1938 das Kaufhaus. Paul Wertheim wurde wie andere jüdische Forchheimer verhaftet und mehrere Wochen im KZ Dachau eingesperrt. Dem Ehepaar Wertheim mit Sohn Martin und der Witwe Klara Lefèvre gelang im April 1939 die Flucht nach Kuba. Später übersiedelte die Familie in die USA.



Hauptstraße 11 im Jahr 2023

In Sicherheit gebracht – Leben im Exil

Mehreren Forchheimer Jüdinnen und Juden gelang rechtzeitig die Ausreise aus Deutschland. Robert Bayreuther z.B. lebte ab 1937 in den USA, Willy Bayreuther emigrierte 1939 über England nach Kanada. Familie Wertheim gelang noch im April 1939 die Flucht nach Kuba, Anton Bauer landete in Australien. Das Mädchen Irmgard Gröschel gelangte mit Hilfe einer jüdischen Organisation in die Schweiz, ihre Eltern Bernhard und Rose Gröschel flüchteten in die USA. Für viele war der

berufliche Neuanfang in einem fremden Land schwierig. Der fremden Sprache nicht mächtig, mussten sie zunächst einfache Jobs annehmen. So trennte der Textilkaufmann Bernhard Gröschel z.B. Reißverschlüsse an abgelegten Kleidungsstücken ab. Ihren Kindern aber ließen die Emigranten häufig eine gute Ausbildung zukommen. Vielen gelang daher der berufliche Aufstieg wie z.B. Ludwig Bauer, der später an der Universität in Chicago als Professor für Chemie lehrte.

Max Zeiller – ein prominenter Bürger der Stadt

Ein Musterbeispiel für die Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft stellte der Bankier Max Zeiller (* 1864) dar, der einer alteingesessenen jüdischen Familie angehörte.

Der unverheiratete Mann lebte im Haus Bamberger Straße 8. Über 25 Jahre lang stand er der Forchheimer Kultusgemeinde vor. Als Vertreter des Bürger- und Gewerbevereins gehörte er von 1910 bis 1917 dem Gemeindegremium an. Von 1912 bis 1932 führte er – gemeinsam mit dem Kommandanten und Brauereibesitzer Andreas Schindler – die Forchheimer Feuerwehr. Max Zeiller gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Er starb 1937, so dass er die schlimmen Verbrechen der Nationalsozialisten nicht mehr miterleben musste. Die antisemitischen Parolen und Hetzartikel des NS-Blattes „Der Streiter“, das nach dem Ersten Weltkrieg in Forchheim erschien, dürften ihm jedoch nicht entgangen sein.



Max Zeiller (im Bild rechts)

„Das jüdische Viertel“ in Forchheim

Nach den Ausweisungen 1499 wurde es den Jüdinnen und Juden nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 wieder erlaubt, sich in Forchheim niederzulassen. Um die verheerenden Zerstörungen des Krieges beseitigen zu können, erhoffte man sich von den zahlungskräftigen Juden wieder einen wirtschaftlichen Aufschwung von Stadt und Land.

Die jüdischen Familien, die sich nach 1648 in Forchheim niederließen, lebten zumeist in der heutigen Wiesentstraße. Der Ab-

schnitt zwischen Badsteg und Hundsbrücke wurde Judengasse genannt. Jüdische Bewohnerinnen und Bewohner lebten in den Häusern Wiesentstraße Nr. 1, 3, 5, 15, 16, 17 und 19 sowie im Lohmühlgässchen.

Auf dem Grundstück Wiesentstraße 15 befand sich im 18. Jahrhundert das Haus des wohlhabenden Wolf Rothschild. Dieser bot der jüdischen Kultusgemeinde an, seine Privatsynagoge zu nutzen. An dieser Stelle wurde später die Synagoge errichtet.

Die Synagoge – Mittelpunkt der Kultusgemeinde

Die Forchheimer Synagoge wurde 1807/1808 an Stelle einer älteren, baufällig gewordenen Synagoge erbaut. Dafür fanden auch Sandsteinquader aus der mittelalterlichen Stadtbefestigung Verwendung. 1876 erhielt das Gebäude ein weiteres Stockwerk, um eine Wohnung für den Lehrer und Vorsänger Michael Löb Kleemann und seine Familie zu schaffen. Im Betsaal im Erdgeschoss stand der nach Südosten ausgerichtete Thoraschrein. Darin befanden sich sechs wertvolle Thorarollen. Zum Inventar der Synagoge gehörten Leuchter aus Messing und religiöse Gegenstände aus Silber, z.B. Thoraschilde.

1836 war eine neue Mikwe, ein rituelles Tauchbad, auf dem Grundstück hinter der Synagoge errichtet worden. Diese Mikwe

ist heute in einem Wohnhaus aufgegangen. Rituelle Waschungen in fließendem Wasser waren bei frommen Jüdinnen und Juden zwingend vorgeschrieben. Vor allem Frauen suchten die Mikwe auf, z.B. nach der Menstruation oder nach einer Entbindung. Dabei mussten sie sich vollständig entkleiden und den ganzen Körper mitsamt den Haaren untertauchen.



Die Forchheimer Synagoge
(3. Gebäude am rechten Bildrand)

In der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 plünderten die Nazis die Synagoge und verwüsteten das Innere. Die Thorarollen warf der grölende Mob in die Wiesent. Die Mühlenbesitzerin Margarete Wittmann ließ die Pergamentrollen aus dem Wasser holen und versteckte sie in der Mühle. Nach dem Krieg übergab sie die Thorarollen an die JRSO (Jewish Restitution Successor Organization). Wo genau die Schriftrollen verblieben sind, kann nicht mehr ermittelt werden.



Freilegung der Mikwe bei Bauarbeiten 1989

Station 12 · Wiesentstraße 15

Die Reichspogromnacht

Über die Vorgänge in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 sind wir durch ein Gerichtsprotokoll des Landgerichts Bamberg von 1949 umfassend unterrichtet. In dem Prozess wurden die Rädelführer zur Rechenschaft gezogen. Die Ermordung des Botschaftssekretärs von Rath in Paris durch den jungen polnischen Juden Herszel Grynszpan war der willkommene Vorwand für deutschlandweite Gewaltakte. Auch in Forchheim kam es zu schweren Ausschreitungen. Die Nazis zogen die Juden aus ihren Häusern, misshandelten sie, schleppten sie zur Polizeiwache und sperrten sie dort ein. Geschäfte wurden geplündert, Wohnungen verwüstet, wertvolle Kultgegenstände aus der Synagoge geraubt. Die in den Augen der Nazis wertlosen Thorarollen wurden in die Wiesent geworfen. Am folgenden Tag sprengte ein Trupp der Technischen Nothilfe aus Nürnberg die Synagoge. Unter den Augen des schaulustigen Mobs mussten die jüdischen Bürger mit bloßen Händen den Schutt der Synagoge auf Schubkarren

aufladen. Die meisten jüdischen Männer kamen danach wochenlang in „Schutzhaft“ in das KZ Dachau.



Die Forchheimer Synagoge nach der Sprengung 1938

Station 13 · Wiesentstraße 15

Ludwig Bauer – Augenzeuge der NS-Gräuel

In der Schule und im Alltag erlebte Ludwig Bauer (1926–2023) immer wieder Diskriminierung und Hass. In der Reichspogromnacht musste der 12-Jährige die Stürmung und Schändung der Synagoge miterleben. Die Familie Bauer lebte damals in der Lehrerwohnung über dem Betsaal. Die Eltern und ihr Sohn versteckten sich auf dem Dachboden – vergeblich. Vater und Sohn wurden verhaftet und eingesperrt. Eine traumatische Erfahrung für Ludwig. Sein Vater Anton Bauer wurde ins KZ Dachau gebracht. Nach seiner Entlassung setzte der Kriegsveteran Bauer alles daran, ein Ausreisevisum für sich und seine Familie zu erhalten. Es gelang die Flucht nach Australien, wo Verwandte der Mutter lebten.



Ludwig Bauer bei seiner Graduierung in Sydney 1949

Ludwig Bauer studierte später Chemie. Er wanderte in die USA aus, gründete dort eine Familie und lehrte an der Universität von Illinois. Die Gräuel der NS-Zeit konnte er nie vergessen. Erst im Alter entschloss er sich, seine traumatischen Kindheits-erlebnisse in einem Augenzeugenbericht darzustellen und zu veröffentlichen.



Anton und Paula Bauer 1951

Der Gedenkstein an der Wiesent

Die Erinnerung an die jüdische Gemeinde soll eine Stele wachhalten, die im November 1982 an der Wiesent errichtet wurde. Geschaffen hat die Säule aus Sandstein der Bamberger Bildhauer Hermann Leitherer (1919–1991). Wenig glücklich formuliert ist die deutsche Inschrift: „In Ehrfurcht und

Dankbarkeit gedenkt die Stadt der Leistungen und Leiden ihrer jüdischen Mitbürger.“ Die hebräische Inschrift stammt aus dem Buch der Psalmen.

Schon seit 1956 war immer wieder die Bitte an die Stadtverwaltung herangetragen worden, einen Gedenkstein zu errichten, um an das Leben und die Leiden der Juden von Forchheim zu erinnern. Auch Juden mit Forchheimer Wurzeln setzten sich dafür ein. 1966 erhielt Wilhelm Kleemann, der Sohn des jüdischen Lehrers und Vorsängers Michael Löb Kleemann, den Ehrenring der Stadt Forchheim. Die Festredner kündigten dabei an, für ein würdiges Gedenken an die jüdische Gemeinde sorgen zu wollen. Da das Synagogen-Grundstück als Parkplatz diente, wick man auf den schräg gegenüberliegenden Standort an der Wiesent aus.



Der Gedenkstein an der Wiesent

Zwei jüdische Witwen – von den Nazis verfolgt

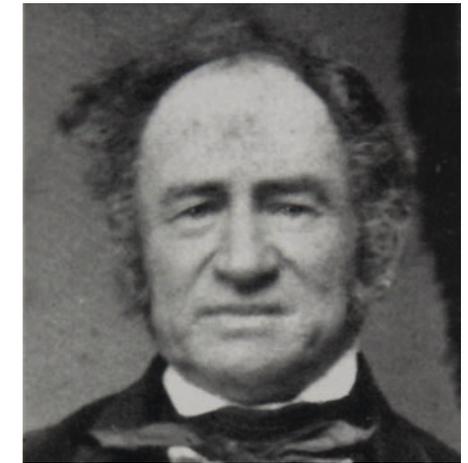
Im 19. Jahrhundert lebten viele jüdische Forchheimer und Forchheimerinnen in der heutigen Hornschuchallee. Auch das Haus Nr. 4 war lange Zeit in jüdischem Besitz und gehörte später dem Wagnermeister Johann Kotz. Er hatte die jüdische Witwe Sophie Brückner, geb. Sternberg, geheiratet. In der NS-Zeit blieben zwei jüdische Witwen, die in dem Haus wohnten, vor

dem Nazi-Terror nicht verschont. 1942 wurde die Witwe Rosa Tiesler von hier aus deportiert. Im Januar 1944 wurde auch die über 80 Jahre alte Witwe Sophie Kotz nach Theresienstadt verschleppt. Mit der letzten in Forchheim verbliebenen Jüdin erlosch das jüdische Leben in Forchheim. Nach dem Zweiten Weltkrieg hielten sich für kurze Zeit einzelne Überlebende des Holocaust in der Stadt auf.

Moses Moritz Zeiller und ein tragischer Unfall auf dem Annafest

Moses Moritz Zeiller war Schnittwarenhändler. Sein Wohnhaus mit Ladengeschäft lag am Badsteg in Sichtweite der Synagoge. Dem angesehenen Kaufmann wurde eine besondere Ehre zuteil, als er in die Königlich Privilegierte Hauptschützengesellschaft aufgenommen wurde. Doch beim jährlichen Preisschießen 1844 auf dem Annafest kam es zu einem tragischen Unglücksfall. Ein Handwerksbursche, der die Ergebnisse der Schützen an der Zielscheibe ablesen sollte, hatte sich zu früh aus der Deckung gewagt und wurde durch einen Schuss, den Zeiller abgefeuert hatte, tödlich verwundet. Daraufhin versammelte sich ein aufgebrachter Mob vor Zeillers Haus. Bald darauf rückte die örtliche Bürgerwehr an und stellte sich schützend vor den jüdischen Kaufmann und seine Familie. Das StaTTTheater Forchheim, eine Gruppe von Laiendarstellern,

hat den dramatischen Stoff aufgegriffen und 2022 in ein Theaterstück umgewandelt. „Der Tod im Kellerwald“ wurde 2023 mit großem Erfolg aufgeführt.



Moses Moritz Zeiller

Von Forchheim in die weite Welt – Isidor Lederers Agentur für Auswanderer

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sahen sich viele Menschen gezwungen, nach Nordamerika auszuwandern. Darunter auch viele junge Jüdinnen und Juden. Die wirtschaftliche Not und die Hoffnung auf ein freieres, besseres Leben trieb sie zu diesem Schritt. Zahlreiche Formalitäten waren im Vorfeld zu erledigen: bei Minderjährigen die Einwilligung der Eltern, ein polizeiliches Führungszeugnis, die

Buchung einer Schiffspassage und der Nachweis von finanziellen Mitteln.

Der jüdische Leder- und Papierhändler Isidor Lederer erkannte darin eine Marktlücke und eröffnete ein Auswanderungsbüro in seinem Wohnhaus Wiesentstraße 16. Mit Inseraten warb er im „Intelligenzblatt“, dem späteren „Amtsblatt“, immer wieder für seine Dienstleistungen.

Die 1840 geborene Forchheimerin Babette Rosenbaum verließ 1855 ihre Heimat. Ihre Eltern waren früh verstorben. Ihre Tante Babette Traub wollte das Mädchen bei sich aufnehmen. Das Angebot war verlockend, denn die nach New York ausgewanderte Tante besaß dort eine Zigarrenfabrik. Isidor Lederer, Babettes Vormund, leitete die Auswanderung in die Wege. Wie Babette Rosenbaum machten viele jüdische Auswanderer ihr Glück in Amerika. Das bekannteste Beispiel ist wohl der aus Buttenheim stammende Levi Strauss (1829–1902).



Wiesentstraße 16 im Jahr 2023

Station 18 · Marktplatz 5

Nach 1861 – Forchheims jüdische Gemeinde wächst

Im Zuge der Industrialisierung nahm die Einwohnerzahl Forchheims deutlich zu. Gleichzeitig stieg die Zahl der jüdischen Einwohner. Während aufgrund des Judenedikts von 1813 nur 20 jüdische Familien in

der Stadt wohnen durften, konnten nach Aufhebung des Matrikelparagraphen im Jahr 1861 die Juden in Bayern ihren Wohnort frei wählen. Jüdische Familien aus den Dörfern des Umlandes wie Weilersbach, Wiesenthau, Kunreuth, Ermreuth und Gunzendorf ließen sich nun in der Stadt nieder und verdienten hier ihren Lebensunterhalt. So wohnte z.B. der Viehhändler Moses Bauer aus Ermreuth mit seiner Familie im Haus Marktplatz 5, dem aus Kunreuth stammenden Viehhändler Max Bayreuther gehörte das benachbarte Haus Vogelstraße 1.

1880 lebten 212 Jüdinnen und Juden in Forchheim, das entsprach 4,8 % der Einwohnerschaft. In der Folgezeit wuchs die Einwohnerzahl der Stadt stetig an, die Zahl der jüdischen Einwohner nahm jedoch kontinuierlich ab. Die jüdischen Kinder in Forchheim besuchten die katholischen Schulen, Jungen und Mädchen allerdings noch in verschiedenen Schulhäusern.



Marktplatz 5 im Jahr 2023

Station 19 · Marktplatz 1

Samuel Kleemann und die Farbenfabrik Kreul

Samuel Kleemann, Sohn des jüdischen Lehrers Michael Löb Kleemann, wurde 1862 in Forchheim geboren. Der ältere Bruder von Wilhelm Kleemann arbeitete viele Jahre in England als Chemiker, bis er 1900 die seit 1838 bestehende Forchheimer Farbenfabrik Kreul erwarb. Sie befand sich damals am Marktplatz. 1915 starb seine erste Frau, 1916 fiel sein einziger Sohn Willy im 1. Weltkrieg.

1920 verkaufte Samuel Kleemann die Fabrik, ab 1921 lebte er in München, unterrichtete an der Universität und betrieb mit seiner zweiten Frau Erna eine Getreidehandlung. Nach der Arisierung des Unternehmens zog das Ehepaar Kleemann nach Köln in Ernas Elternhaus. Von dort wurden sie gezwungen, in ein „jüdisches Altenheim“ umzuziehen. Im Mai 1942 starb Samuel Kleemann in Köln kurz vor seiner Deportation. Seine Frau Erna



Samuel und Marie Kleemann mit Sohn Willy

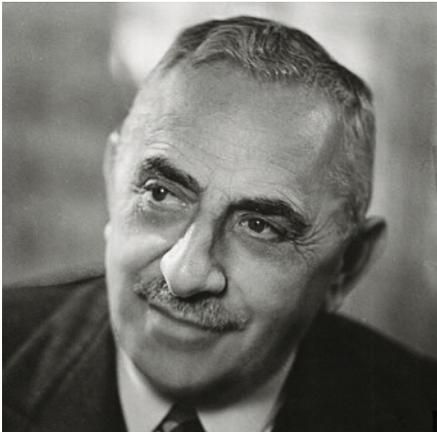
wurde im Juni 1942 in das Ghetto Theresienstadt verbracht, wo sie sich im Juli 1942 das Leben nahm. Samuel Kleemanns Schwester, Elise Grünbaum (* 1860), fiel ebenfalls dem Holocaust zum Opfer. Ihre Familien- und Lebensgeschichte hat die Frankfurter Autorin Inge Geiler in ihrem Buch „Wie ein Schatten sind unsere Tage“ eindrucksvoll dargestellt.



Marktplatz 1 im Jahr 2023

Wilhelm Kleemann – ein Wohltäter seiner Vaterstadt

Großes Ansehen in der jüdischen Gemeinde und in der Stadt Forchheim genoss der jüdische Religionslehrer und Vorsänger Michael Löb Kleemann. Er trat am 1. April 1860 seine Stelle an, die er fast 50 Jahre lang innehatte. Von seinen sieben Kindern machten sich vor allem die Söhne Samuel (* 1862) und Wilhelm (* 1869) einen Namen.



Wilhelm Kleemann



Nach seiner Ausbildung im Bankhaus A.E. Wassermann in Bamberg, leitete Wilhelm Kleemann nach verschiedenen Stationen die Dresdner Bank in Berlin. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, war Mitglied in Wirtschaftsverbänden und engagierte sich z.B. als Vorstand der jüdischen Gemeinde in Berlin. Ende 1937 floh das Ehepaar Kleemann vor den zunehmenden Repressalien nach Amsterdam, 1940 weiter in die USA. Wilhelm Kleemann starb am 10. März 1969 in New York.

Wilhelm Kleemann erwies sich gegenüber seiner Vaterstadt als sehr großzügig. Zusammen mit seinem Bruder Samuel errichtete er bereits 1918 die wohltätige „Michael-und-Amalie-Kleemann-Stiftung für Arme und Kranke“. Und auch nach dem 2. Weltkrieg überwies Kleemann immer wieder Spenden für Sportvereine, caritative Organisationen und das katholische Pfarramt St. Martin in Forchheim, obwohl Familienmitglieder von den Nazis verfolgt und teilweise getötet worden waren. 1966 besuchte der über 90-jährige Wilhelm Kleemann seine Heimatstadt, wo er mit dem Ehrenring der Stadt ausgezeichnet wurde.

2014 benannte man einen Weg an der Wiesent nach Kleemann, der Heimatverein ließ dort ein Bodendenkmal von dem Künstler Harald Winter errichten.

Homepage des Kleemann-Denkmal:
www.forchheim.de/wk/

Kleemann-Denkmal

Rosa Tiesler – schikaniert, verschleppt, ermordet

Rosa Tiesler, geb. Becker, stammte aus Westpreußen. Im Alter von 26 Jahren ließ sie sich 1903 in der evangelisch-lutherischen St. Johanniskirche in Forchheim taufen. Gemeinsam mit ihrem Mann Paul Tiesler führte sie ein Lebensmittelgeschäft zunächst am Paradeplatz, dann in der Hauptstraße. Sie war daher vielen Forchheimerinnen und Forchheimern persönlich bekannt. 1924 verstarb ihr Ehemann.

In der NS-Zeit musste Rosa Tiesler Schikanen und Demütigungen erdulden. So wurde sie z.B. auf der Polizeiwache verhört, weil sie angeblich ohne den vorgeschriebenen Judenstern auf die Straße

gegangen war. Im Frühjahr 1942 wurde Rosa Tiesler deportiert. Die Witwe ahnte, was ihr bevorstand, und bat den evangelischen Pfarrer, das Abendmahl empfangen zu dürfen: „Bitterlich weinend verabschiedete sie sich, klar berührt, dass sie nicht am Leben bleiben werde.“

Am 24. April 1942 wurde sie nach Bamberg „verschubt“ und von dort aus am darauffolgenden Tag nach Ostpolen deportiert. Die evangelische Kirchengemeinde St. Johannes hat 1998 im Vorraum der Kirche eine Gedenktafel für Rosa Tiesler anbringen lassen. Auch ein Stolperstein vor ihrem letzten Wohnort (Hornschuchallee 4) erinnert an sie.

Die Folienfabrik David Morgenstern – Aufbruch ins Industriezeitalter

Jüdische Unternehmer hatten an der Industrialisierung Forchheims einen wesentlichen Anteil. Forchheim bot mit seiner Wasserkraft der Flüsse, der guten Verkehrsanbindung sowie dem niedrigen Lohnniveau beste Standortbedingungen.

In jüdischem Besitz waren von Anfang an oder für bestimmte Zeit die optische Fabrik A. Schweizer, die Papierfabrik Ellern, die Farbenfabrik C. Kreul und die Folienfabrik.

Bereits 1854 entdeckten zwei Juden aus Fürth Forchheim als Industriestandort. Der 35-jährige Kaufmann Joseph Pfeifer

Morgenstern und der 28-jährige Fabrikantensohn Moritz Frankenthal kauften eine Mühle im Süden der Stadt, um darin eine Spiegelglas- und Folienfabrik einzurichten und ab 1855 quecksilberbeschichtete Zinnfolien herzustellen. 1861 übernahm Dr. David Morgenstern (1814–1882) die Folienfabrik von seinem Bruder Joseph. Die Firma expandierte beständig und stellte später Kupferfolien, Rauschgold und Stanniol her. Bis zur „Arisierung“ 1935 durch das NS-Regime blieb sie in Familienbesitz. Seit 1940 wird dort – bis heute – Spezialfolie produziert.

Das Judenedikt von 1813 – der Weg der Emanzipation

Mit der Säkularisation endete 1803 die Geschichte des Hochstifts Bamberg. Das geistliche Territorium wurde dem späteren Königreich Bayern einverleibt und Forchheim zum Sitz eines bayerischen Landgerichts. Mit dem Judenedikt von 1813 sollten in Bayern die bürgerlichen Verhältnisse der jüdischen Einwohner neu geordnet werden. In den Jahrhunderten davor war die jüdische Bevölkerung allen möglichen Zwangsmaßnahmen ausgesetzt. Dies sollte sich nun weitestgehend ändern.

Das Judenedikt bot Vor- und Nachteile. Es bescherte der jüdischen Minderheit zwar manche Fortschritte, enthielt aber auch deutliche Einschränkungen. Jüdinnen und Juden durften nun ihre Religion frei ausüben, hatten Zugang zu den Schulen

und Hochschulen sowie die Möglichkeit, „bürgerliche“ Berufe zu erlernen. Der modernen Zeit geschuldet war die Vorschrift, dass sie einen Familiennamen annehmen mussten, den sie jedoch frei wählen konnten. Häufig handelte es sich um Herkunftsnamen, z.B. Baiersdorfer, Dormitzer oder Zeiller. Als negativ erwies sich, dass Jüdinnen und Juden nur in bestimmten Städten und Dörfern wohnen durften und die Anzahl jüdischer Familien begrenzt wurde. Geregelt war dies im „Matrikelparagraphen“ des Judenedikts. In Forchheim war die Zahl der jüdischen Familien auf 20 beschränkt. Die Restriktionen führten dazu, dass sich viele Jüdinnen und Juden im 19. Jahrhundert gezwungen sahen, nach Nordamerika auszuwandern.

Auf dem Weg in den Tod – die Deportationen

1941 lebten noch 16 jüdische Einwohner in der Stadt und waren für die Deportation vorgesehen. Drei Personen starben vorher. Ilse Braun war am 10.09.1941 nach Forchheim zurückgekehrt, um ihren Eltern und der Großmutter beizustehen. Insgesamt wurden ab 1941 somit 14 Personen deportiert. Es waren fast ausnahmslos ältere Menschen, darunter viele verwitwete oder alleinstehende Frauen. Am 27. November 1941 wurden Jenny Abraham, Leo Abraham, Gottlieb Braun, Rosa Braun, Flora Heller, Ilse Cilly Braun, Ida Schönberger und Grete Zeidler deportiert. Ziel des Transports, der in Nürnberg zusammengestellt wurde, war das Lager Jungfernhof bei Riga.



Jenny Abraham

Am selben Tag schrieb der Kriminalsekretär Hans Luft in seinem Bericht an den Bürgermeister der Stadt Forchheim: „Beim Abtransport am hiesigen Paradeplatz hatte sich eine größere Anzahl der hiesigen Einwohnerschaft eingefunden, die den Abtransport mit Interesse und großer Befriedigung verfolgte. (...) Es kann bestimmt damit gerechnet werden, daß Forchheim bis Weihnachten 1941 judenfrei ist.“ Vierteljährlich wurde nun überprüft, wie viele Jüdinnen und Juden sich noch in der Stadt und im Landkreis aufhielten.

Am 23. März 1942 erfolgte die zweite Deportation. Sie hatte das Transitghetto Izbica in Ostpolen zum Ziel. Betroffen waren Julius Prager, Sera Rosenbaum und Salie Braun. Nur einen Monat später, am 25. April 1942, wurde Rosa Tiesler nach Krasnystaw deportiert, ebenfalls in Ostpolen gelegen. Die genannten Deportierten gelten bis heute als „verschollen“, weil weder das Todesdatum noch die Umstände ihres Todes bekannt sind. Die Forschung geht davon aus, dass sie in der Nähe von Riga erschossen bzw. in einem Vernichtungslager ermordet worden sind.



Leo Abraham



Deportation von Gottlieb Braun am 29.11.1941



Deportation von 8 jüdischen Personen am 29.11.1941 von Forchheim in das Lager Riga-Jungfernhof

Am 6. August 1942 wurde die kranke Berta Sundheimer abgeholt. Als letzte wurde am 17. Januar 1944 die über 80-jährige Sofie Kotz deportiert. Die beiden Frauen kamen ins Ghetto Theresienstadt. Dort starb Berta Sundheimer am 6. Dezember 1943, Sofie Kotz am 13. Oktober 1944.

An die Forchheimer Deportierten erinnert eine von dem Künstler Rudolf Ullmann gestaltete Stele, die 2008 im Auftrag des Heimatvereins entstanden ist.

Die Wäsche der Salie Braun

Die 1877 geborene Emma Rosalie Braun, genannt Salie, war eine Tochter von Julius Braun, der aus Kunreuth stammte und um 1870 mit seiner Familie nach Forchheim übersiedelte. Hier eröffnete er am Paradeplatz 4 ein „Kaufhaus“, in dem er Betten und Bettfedern verkaufte. Nach dem Tod des Vaters übernahm die ledige Salie das Geschäft. Am 12.11.1938, drei Tage nach der Reichspogromnacht, wurde ihr Laden geschlossen. Salie kümmerte sich damals auch um ihre hochbetagte Mutter Karolina.

Die NSDAP wandelte das Haus Paradeplatz 4 in ein so genanntes Judenhaus um. Einziehen mussten alle jüdischen Forch-

heimer, die kein eigenes Haus besaßen. Im Februar 1942 verstarb Karolina Braun. Nur einen Monat später, am 23. März 1942, wurde ihre Tochter Rosalie deportiert.

Salie hatte kurz vorher Wäsche und einige Hemden zu ihren Nachbarn gebracht. Diese sollten den Wäschekorb samt Inhalt aufbewahren, bis sie wiederkommen würde. Doch Salie ist nie wiedergekommen. Sie wurde ins Ghetto Izbica in Ostpolen deportiert und in einem Vernichtungslager umgebracht. Salies Wäsche wurde dem Pfalzmuseum 2016 übergeben. Die feinen Stickereien mit ihrem Namen „Salie“ erinnern bis heute an sie.



Das Kaufhaus von Julius Braun am Paradeplatz 4



Paradeplatz 4 im Jahr 2023

„Beim Gröschel gibt's die schönsten Stoffe“ – das Textilhaus Gröschel

Farbenfrohe Stoffe aus kostbarer Seide, bunt schillernde Tücher in Ikatweberei, Kopftücher mit prachtvollen Stickereien – das waren die Zutaten für eine festliche Tracht des Forchheimer Umlandes. Die Bäuerinnen aus den Dörfern der Gegend kauften die kostbaren Stoffe „beim Gröschel“ und ließen sich daraus ihre Tracht schneiden. Das Textilgeschäft wurde von dem aus Wiesenthau stammenden Bernhard Gröschel (* 1814) gegründet und von dessen Sohn Philipp (* 1847) weitergeführt. Der Laden befand sich im Haus Hauptstraße 64. Die Familientradition setzte Bernhard Gröschel jun. (* 1878) fort. Dessen Tochter Irma erzählte, dass ihr Vater, der tagtäglich mit bunten Stoffen zu tun hatte, farbenblind war. Mit umso größerer Freundlichkeit und kleinen Merzetteln gelang es ihm jedoch, diesen Makel zu überspielen. Gemeinsam mit seinem Schwager Leo Abraham eröffnete Bernhard Gröschel zusätzlich ein Konfektionsgeschäft auf der anderen Straßenseite (Hauptstraße 65). Nach den Ausschreitungen der Reichspogromnacht wurden die Geschäfte 1938 „arisiert“. Bernhard Gröschel gelang es, mit seiner Familie in die USA zu flüchten. Seine Schwester Jenny (* 1877) und ihr Mann Leo Abraham wurden Opfer des Holocaust.



Das Konfektionsgeschäft von Philipp Gröschel in der Hauptstraße 64



Rose und Bernhard Gröschel

Die Lebensgrundlage entzogen – Boykottaufrufe und „Arisierungen“ von jüdischen Geschäften und Betrieben

Schon vor 1933 erschienen in dem nationalsozialistischen Kampfblatt „Der Streiter“ immer wieder Aufrufe zum Boykott jüdischer Geschäfte: „Forchheimer, kauft nicht beim Juden!“ Auch vor diffamierenden Angriffen auf jüdische Geschäftsleute, wie z.B. den Kaufmann Paul Wertheim, schreckten die Nationalsozialisten nicht zurück. Am 31. März 1933 erfolgte in den beiden Forchheimer Tageszeitungen der Aufruf zum Boykott von 18 jüdischen Geschäften. Am 1. April bezogen SA-Leute Posten vor den Läden und hielten die Kunden vom Betreten ab. Weitere diskriminierende Maßnahmen folgten, um eine Ausschaltung der Juden aus dem öffentlichen Leben zu bewirken.

Die Juden spielten bis dahin eine wichtige Rolle im wirtschaftlichen Leben der Stadt. Sie versorgten mit ihren unterschiedlichen Geschäften die Bevölkerung mit vielen Gütern und boten ein breites, oft preisgünstiges Sortiment. Die seit Mitte des 19. Jh. entstehenden Industriebetriebe der Stadt gaben vielen Menschen Lohn und Brot. Gerade die jüdischen Unternehmer waren am wirtschaftlichen Aufschwung Forchheims maßgeblich beteiligt. Nach der Reichspogromnacht mussten jüdische Geschäfte zwangsweise schließen und bekamen neue, „arische“ Eigentümer. 1935 war bereits die Folienfabrik „arisiert“ worden, 1942 folgte die Firma Schweizer Optik.



Hauptstraße 64 im Jahr 2023



Hauptstraße 65 im Jahr 2023

Im Mittelalter – Leben auf engstem Raum

Im Mittelalter lebten die Juden zwar innerhalb der Stadtmauer, aber zugleich am Rande der Stadt. Ihre Wohnhäuser lagen in einer engen Gasse, die an der Stadtmauer endete. Auch ein „Judenkirchhof“ wird in den Quellen erwähnt. Nach der

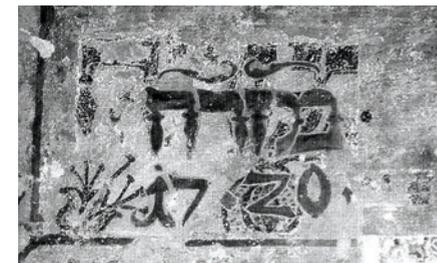
Ausweisung der Juden im Jahre 1499 blieb die Erinnerung an die jüdischen Einwohner noch längere Zeit wach. So wurden z.B. die Bezeichnungen Oberes und Unteres Judenhaus (heute Hauptstraße 54 und 56) weiterhin verwendet.

Eine hebräische Inschrift – aus dem Jahr 1720

Im Haus Apothekenstraße 4, das heute zur Volksbank Forchheim gehört, fand man bei der Renovierung des Gebäudes im 1. Stock über der Tür die hebräischen Buchstaben Mem – Zajin – Resch - Chet, darunter die Jahreszahl 1720. Das um die Vokale ergänzte Wort Mizrach bedeutet Osten. Synagogen und Gebetsräume sind in der Regel nach Osten ausgerichtet. Dort, wo die Sonne aufgeht, liegt die Heilige Stadt Jerusalem, der Sehnsuchtsort für die in der Diaspora lebenden Juden.



Apothekenstraße 4 im Jahr 2023



Hebräische Inschrift 1720

Der Heimatforscher Reinhold Glas hat nachgewiesen, dass das Haus von 1680 bis 1818 in jüdischem Besitz war. Der Jude Seligmann kaufte es von einem Christen und vererbte es an seinen Sohn Männlein Seligmann, genannt Goldsticker. Danach ging das Haus in den Besitz des Schutzjuden Michael Joseph über. Dessen Sohn Joseph Michael verkaufte es schließlich an einen Christen.

Haus der Ewigkeit – Der jüdische Friedhof in Baiersdorf

Jüdische Friedhöfe werden auch „Haus des Lebens“ (Beth ha-Chajim) oder „Haus der Ewigkeit“ (Beth ha-Olam) genannt. In Baiersdorf befindet sich innerhalb der alten Stadtmauer ein großer jüdischer Friedhof. Hier wurden nicht nur die Toten



Der Jüdische Friedhof in Baiersdorf

aus Baiersdorf und aus anderen jüdischen Gemeinden des Umlandes, sondern auch die jüdischen Forchheimer und Forchheimerinnen zur letzten Ruhe gebettet. Viele Grabsteine nahe dem heutigen Eingang enthalten den Namen der Stadt und die Familiennamen Forchheimer Jüdinnen und Juden, z.B. Anker, Bayreuther, Fleischmann, Frank, Gröschel, Heller, Kleemann, Prager, Zeiller u.v.a.m.

Der jüdische Friedhof in Baiersdorf wurde erstmals 1529 erwähnt. Die ältesten Grabsteine stammen aus dem 16. Jahrhundert, der jüngste von 1938. Für manche Verstorbenen, die danach beigesetzt wurden, konnte kein Grabstein mehr errichtet werden. Der Baiersdorfer jüdische Friedhof gilt als einer der größten jüdischen Friedhöfe in Franken. Erhalten geblieben sind noch ca. 1.278 Gräber.

Begriffserklärungen

Gemeindekollegium: Vorläufer des Stadtrates

Ikatweberei: Webtechnik, bei der das Garn vor der Verarbeitung abschnittsweise eingefärbt ist; Tücher in Ikatweberei wurden zur historischen Festtagstracht des Forchheimer Umlandes getragen

Judenedikt: mit dem Judenedikt von 1813 wurden in Bayern die bürgerlichen Verhältnisse der jüdischen Einwohner neu geordnet; vorher war die jüdische Bevölkerung allen möglichen Zwangsmaßnahmen ausgesetzt; nun durften Juden z.B. ihre Religion frei ausüben, hatten Zugang zu den Schulen und Hochschulen sowie die Möglichkeit, „bürgerliche“ Berufe zu erlernen; allerdings durften Jüdinnen und Juden nur in bestimmten Städten und Dörfern wohnen und die Anzahl jüdischer Familien in den Orten wurde begrenzt

Judenschutzbrief: um nicht immer wieder Opfer von Pogromen zu werden, konnten Juden den Schutz des Landesherrn erlangen, dafür mus-

ten sie aber ein gewisses Vermögen vorweisen; gegen Bezahlung konnten sie einen „Judenschutzbrief“ erwerben

Matrikelparagraph: die Verordnungen des Judenedikts waren im Matrikelparagraph geregelt

Pogrom: Ausschreitung gegen Juden

Schnittwarenhandel: Handel mit textilen Stoffen

Schutzjuden: Juden, die im Besitz eines Judenschutzbriefes waren und sich den Schutz des Landesherrn „erkauft“ hatten; die Anzahl der Schutzjuden in einem Territorium war begrenzt

Thoraschrein: zur Aufbewahrung der Thorarolle dienender Schrein in der Synagoge

Thorarolle: heiligste Schrift der Juden, auf ihr sind 5 Bücher Mose in hebräisch von Hand geschrieben

Thoraschild: gehört zu fünf Schmuckstücken der Thora, es liegt auf dem Thoramantel, der die Thorarollen umhüllt

Bildnachweis · Impressum

Station 2 Inszenierung „Juden und Nationalsozialismus“ im Pfalzmuseum: Pfalzmuseum Forchheim

Station 3 Das Forchheimer Rathaus: Tourismusmanagement Stadt Forchheim

Station 5 Das Bankhaus Schmidt in der Sattlertorstraße: Pfalzmuseum Forchheim

Station 7 Das Kaufhaus Rosenthal in der Hauptstraße 11: Pfalzmuseum Forchheim
Hauptstraße 11: Thomas Hierl

Station 9 Max Zeiller: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 163

Station 11 Die Forchheimer Synagoge: Marion Grimm
Freilegung der Mikwe bei Bauarbeiten 1989: Stadtarchiv Forchheim

Station 12 Die Forchheimer Synagoge nach der Sprengung 1938: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 18

Station 13 Anton und Paula Bauer 1951: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 226
Ludwig Bauer bei seiner Graduierung in Sydney 1949: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 225

Station 14 Der Gedenkstein an der Wiesent: Susanne Fischer

Station 16 Moses Moritz Zeiller: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 71

Station 17 Wiesentstraße 16: Thomas Hierl

Station 18 Marktplatz 5: Thomas Hierl

Station 19 Marktplatz 1: Thomas Hierl
Samuel und Marie Kleemann mit Sohn Willy: Inge Geiler: Wie ein Schatten sind unsere Tage, Frankfurt/Main 2012, Abb. 16

Station 20 Wilhelm Kleemann: Inge Geiler: Wie ein Schatten sind unsere Tage, Frankfurt/Main 2012, Abb. 28

Station 20 Kleemann-Denkmal: Susanne Fischer

Station 24 Jenny Abraham, Leo Abraham: Staatsarchiv Bamberg K9/9011
Deportation von 8 jüdischen Personen am 29.11.1941 von Forchheim in das Lager Riga-Jungfernhof; Deportation von Julius Braun am 29.11.1941: Stadtarchiv Forchheim

Station 25 Das Kaufhaus von Julius Braun am Paradeplatz 4: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 143
Paradeplatz 4: Thomas Hierl

Station 26 Das Konfektionsgeschäft von Philipp Gröschel in der Hauptstraße 64: Michael Wuttke
Rose und Bernhard Gröschel: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 226

Station 27 Hauptstraße 64; Hauptstraße 65: Thomas Hierl

Station 29 Apothekestraße 4: Thomas Hierl
Hebräische Inschrift 1720: nach: Rolf Kießling: Juden in Forchheim, Forchheim 2004, S. 15

Station 30 Der Jüdische Friedhof in Baiersdorf: Susanne Fischer



Stadt FORCHHEIM

Impressum:

Herausgeber: Stadt Forchheim
Konzeption: Susanne Fischer
Texte: Rolf Kießling, Susanne Fischer
Gestaltung: www.grafikatelier.de
Druck: Druckerei Streit, Forchheim
2. Auflage, Forchheim 2024

Wir danken den Sponsoren

Die ZukunftsStiftung der





www.juedischer-pfad.de